



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Malling, Mathilda: Die kleine Marica und ihr Gemahl

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in der Lombardei. Auch die rotwelschen „Armspangen“ (für Handschellen) sind den englischen Gaunern — als bracelets — bekannt. An das „Gymnasium“ und die „hohe Schule“ klingt das spanische exercito an, das (nach Pott) vielleicht gedacht ist als „Ort wie Zeit, gelegen zur Übung im Schmieden von Plänen gegen den Feind,“ namentlich natürlich „zum Loskommen aus der Haft.“ In Italien heißt das Arbeitshaus vielfach ironisch casa felice (glückliches Haus), und die Mitglieder der sizilianischen Mafia haben gar das große Zentralgefängnis, die Vicaria in Palermo, „Kristallpalast“ getauft. (V. Cutrera, La Mafia e i Mafiosi. Palermo 1900, S. 81 ff.) Auch Fälle der „Enantiosemie“ sind andern Gaunersprachen nicht fremd geblieben; erwähnt sei nur das böhmische němý (die Stummen) für die immer schnatternden Enten und das spanische Turco (der Türke) für den Wein, weil ihn zu trinken den Türken nicht erlaubt ist (nach Art des „lucus a non lucendo“).

Sehen wir jedoch von solcher, mehr innerlicher als äußerer Kongruenz der Gaunersprachen ab, so steht jede von ihnen selbständig für sich da, was sich namentlich auch darin zeigt, daß sie immer fast völlig mit der Grammatik und Syntax der Sprache des Landes übereinstimmt, das als eigentliche Heimat des einzelnen Gauners in Betracht kommt, sodaß sich also nur innerhalb dieses Rahmens die besondern Eigentümlichkeiten des Verbrecheridioms bewegen. Diese aber pflegen vorwiegend zu bestehen in der Erweiterung der gewöhnlichen Umgangssprache durch einzelne besondere Redensarten oder — weit häufiger — nur Wörter (namentlich Haupt- und Zeitwörter, seltner auch Eigenschafts-, Umstands-, Zahl-, Fürwörter usw.), sei es nun, daß man sie unmittelbar aus fremden Sprachen herübergenommen hat, oder daß man nach schon veralteten, bloß mundartlichen oder auf bestimmte Personenkreise beschränkten Formen der Landessprache gegriffen oder endlich in dieser auch neue Gebilde zu schaffen versucht hat. Dies aber ist nicht selten in der Weise geschehen, daß man das (noch jetzt gebräuchliche) Wortmaterial der gewöhnlichen Umgangssprache durch allerlei künstliche Mittel entstellt und unkenntlich gemacht hat.

In diesen Außerlichkeiten liegt übrigens noch nicht die eigentliche schöpferische Kraft der Gaunersprachen. Diese tritt uns vielmehr erst in den meist sehr zahlreichen Begriffsübertragungen, verhüllenden Umschreibungen, Bildern und Vergleichen entgegen — ein Gebiet, auf dem die Phantasie der Gauner von jeher und überall die sonderbarsten Blüten getrieben, die verwegensten Sprünge ausgeführt hat. Zuweilen sind diese „Metaphern“ äußerst frivol, so zum Beispiel da, wo sie sich auf die Religion oder den Geschlechtsverkehr beziehen, dafür aber tragen andre wieder einen geradezu poetischen Hauch an sich. Fast niemals aber entbehren sie des Witzes, der hier vom harmlosen, schalkhaften Humor bis zur beißendsten Ironie und Satire ansteigt.

(Fortsetzung folgt)



Die kleine Marica und ihr Gemahl

Von Mathilda Malling

1



iedrige, beschnittne Hecken teilten den Garten vor dem Palais in vier gleich große Achtecke. In jedem davon stand in einem Blumenbeet eine weiße Marmorgöttin, und in dem Rondel zwischen den vier Achtecken schleuderte ein Springbrunnen seine Strahlen hoch empor — funkenprühend im Sonnenschein. Das alles sah man gerade vor sich wie auf einem Präsentierbrett, wenn man oben auf dem Balkon stand — auch die hohe, grünbelleidete Mauer nach der Rue de l'enfer. Aber zu beiden Seiten des sorgfältig gepflegten Mittelstücks des Gartens wuchsen

die Bäume, wie sie wollten, und in dem hohen Gras, durch das sich viele schmale Wege wanden, standen blühende gelbe Sträucher und wilde Rosen in vollem Flor. Dies nannte der Gärtner „den englischen Park“; aber obwohl ein solches Arrangement modern war, verachtete er es.

Die Glocken des Feuillantenklosters dicht daneben klangen durch die sonnen- gesättigte, blaue Morgenluft ermahmend und feierlich in den Garten herein.

Oben auf dem Balkon, die Hände um ihr Gebetbuch, stand die kleine Mar- quise von El Biso. Sie war etwa vierzehn Jahre alt, zierlich und rotblond; sie trug ein hellbraunes Taffetkleid mit langer Jacke, hier und da mit schmalen, rosa Seidenbändern besetzt, und auf dem Kopfe hatte sie einen dünnen, weißen Gaze- shawl, der unter dem Kinn zusammengeknötet war. Damit er gegen die Sonne schütze, war er tief in die Stirn hineingezogen, fast bis auf die Augen hinab, und wenn man aus der Ferne das blasser Gesicht und die niedergeschlagenen Augen sah, so verlieh ihr dieser weiße und einfache Kopfschmuck viel Ähnlichkeit mit einer kleinen farblosen Nonne. Aber in der Nähe, und wenn sie die dunkelbraunen Augen auf- schlug — halb vom Lichte abgewandt —, sah man ihren starken goldnen Glanz, und durch den dünnen Shawl konnte man erkennen, daß das Haar dunkel braunrot war, kräftig und gelockt.

Drinne im Saal, hinter den hohen Türen, die weit geöffnet waren, hörte sie ihre beiden kleinen Brüder — den Grafen von Saldaña und den Ritter von Toledo — sich bemühen, deutsch mit dem Oheim zu reden, während sie fochten. Der kleine Martin stand da, den Kopf halb über die Schulter gewandt und lauschte, vor sich hinlächelnd, kindlich vergnügt und überlegen.

Ich kann! rief sie plötzlich mit einer klaren und durchdringenden Stimme, die voller Lachen und Übermut war, während sie sich nach dem Saal um- wandte.

Der Prinz von Salm = Salm trat in den Sonnenschein hinaus. Er stand mitten in der hohen Tür ohne Rock und Weste — das Hemd, das am Halse offen stand, fiel faltig über den Hosensack — und die Ärmel bis über die Ellenbogen aufgestreift. Er war barhäuptig, das blonde, eingepuderte Haar war aus der Stirn und den Schläfen gestrichen und mit einem breiten, dunkeln Band um- wunden. Die eine Hand stemmte er geballt in die Seite, und in der andern hielt er ein langes Florett mit einem Knopf auf der Spitze. Als er auf den Balkon trat, warf er es von sich und breitete die Arme theatralisch aus.

Die Marquise von El Biso hatte jetzt den Rücken ganz dem Garten zu- gewandt; mit den Händen stützte sie sich auf das Geländer, während sie auf ihre Bebenspitzen hinabsah, und sie bewegte die Füße in den dünnen Schuhen auf und nieder.

Aber Marica! sagte ihr Oheim vorwurfsvoll und legte parodiert sentimental die Hand auf das Herz.

Doña Maria Leopoldina wollte nicht aufsehen. Mit den Bebenspitzen bewegte sie eine Blume auf dem steinernen Fußboden hin und her.

Der junge Mann steckte resigniert beide Daumen zwischen das Hemd und den Hosensack und verwandte kein Auge von dem jungen Mädchen. Er zuckte leise die Achseln — lächelnd — und trat an seine Schwestertochter heran.

Aber — hast du mich denn heute gar nicht lieb, Marica? Er ergriff ihre eine Hand, die sie auf dem Rücken hielt, und sprach mit erheuchelt beleidigter, halb einschmeichelnder, halb spottender Stimme, als habe er es mit einem fünf- jährigen Kinde zu tun.

Das junge Mädchen sah endlich zu ihm auf, von der Seite, ohne den Kopf zu wenden — sehen — sehen — von unten nach oben —, ohne seinen Augen begegnen zu wollen. Sie rümpfte vornehm und mißbilligend die Nase und zog sich ein wenig zurück. Er lachte laut und schlang den Arm um ihre Taille.

Manolito! sagte sie leise. Keins von den Kindern des Herzogs von Infantado

nannte jemals den jüngsten Bruder ihrer Mutter anders als mit seinem Vornamen. Sie sagte nicht mehr, aber das klang auf einmal flehend und unendlich vorwurfsvoll. Aber als sie in demselben Augenblick auffah, lächelte sie mit zwei großen Grübchen in den feinen, bräunlichen Wangen, die in demselben Augenblicke rot wurden.

Ach, ich verstehe es sehr wohl, spottete er gutmütig. Wir sind jetzt die große Dame — vermählt — Marquise — bereit, wenn es sein soll, der Prinzessin von Asturien die Hand zu küssen. . . . Wir machen uns nichts mehr aus einem armen Söldner, auch nicht, wenn wir zufällig mit ihm verwandt sind . . .

Manolito! flüsterte sie noch einmal und sah wieder zu ihm auf, fast mit Tränen in den Augen. Er begegnete ihrem Blick — triumphierend, lächelnd, übermütig und halb herablassend; und plötzlich — über das ganze Antlitz errötend, mit fest geschlossenen Augen — rechte sie sich auf den Zehenspitzen ihm entgegen und öffnete ihre Lippen zu dem Kuß, den er begehrt hatte.

Sie fängt an, Manieren zu bekommen, die kleine Gnädige — hier in Paris précieuse zu werden — Laß mich einmal die Augen sehen . . .

Er faßte Marica unter das Kinn und hob ihren Kopf zu sich empor.

Willst du heute deutsch mit mir lesen? fragte sie eifrig, jetzt ohne alle Verlegenheit. Und noch eindringlicher: Willst du?

Manolito! rief der eine der beiden kleinen Jungen. Er erschien in der Thür, genau so gekleidet wie der Oheim und ebenfalls mit einem Florett in der Hand. Scherzes halber machte er einen Ausfall nach dem andern auf die Schwester.

Sie wandte sich sogleich nach ihm um, heftig und gereizt, griff unerschrocken mit beiden Händen nach der Klinge, die zu packen ihr schließlich auch gelang, und die sie dann festhielt.

Du kannst dich darauf verlassen, daß Mutter erfahren wird, wie häßlich du bist.

Ja, warte du nur.

Manolito faßte den Jungen bei beiden Schultern und trieb ihn mit Gewalt vor sich her, ins Zimmer hinein. Ich will sie auch noch sechsen lehren!

Das darfst du nicht! Das erlauben Mutter und Pasquito nicht! rief der Junge der Schwester höhnisch zu.

En garde, Messieurs!

Doña Maria hörte wieder, wie sie drinnen unter Lachen die Klängen kreuzten.

Unten im Garten aus dem dichten Strauchwerk an der Seite trat ein junger Mann in den Sonnenschein hinaus. Trotz der Maienwärme trug er einen weiten, dunkeln Mantel, dessen einer Zipfel über die linke Schulter geworfen war. Das längliche Gesicht mit der schmalen, geraden Nase und den dunkeln, schwarzen Augen hob sich gelblich bleich ab von dem Mantel und dem schwarzen, aufgeschlagenen Filzhut. Er hatte ein offnes Buch in der Hand und wandte langsam, mit steifer Würde seinen schmalen Kopf dem in eine Soutane gekleideten geistlichen Herrn hinter sich zu, indem er einige Fragen an ihn richtete. Bis oben hinauf auf den Balkon konnte Doña Maria die langen lateinischen Blumenamen hören.

Sie hatte sich wieder nach dem Garten umgewandt und stand da und sah hinab, während sie leise ihre kleine, kurze Schuhspitze durch eine Öffnung in der durchbrochenen Balustrade steckte. Und während sie unverwandt hinabsah, kratzte sie gedankenlos gleichgiltig mit dem Nagel in den verwitterten Sandstein.

Der junge Mann erhob seinen schwermütigen, rabenschwarzen Blick und begegnete ihren Augen. Er blieb stehn und grüßte so höflich ritterlich, so beinahe streng würdig und doch mit einer so angeborenen und sichern Anmut, daß allein diese eine flüchtige Bewegung mit Kopf und Hand einen unauslöschlichen Eindruck von stolzer, fast demütigender Überlegenheit gab.

Die kleine Marica verneigte sich oben auf ihrem Balkon. Sie hielt noch

immer das Gebetbuch in der Hand und zog den weißen Schawl tiefer über die geschwungenen Brauen.

Es war der einundzwanzigjährige Don Francisco de Silva, Marquis von El Viso, der Erbe des Majorats Santa Cruz und vieler Städte und Dörfer in der Provinz La Mancha, der seit seiner frühesten Jugend mit der noch nicht erwachsenen Tochter des Herzogs von Lorma und Infantado, der Doña Maria Leopoldina de Toledo, vermählt war.

2

Jeden Tag, wenn Prinz Emanuel Zeit hatte, las er deutsch mit seiner Schwestertochter. Diese, Doña Maria, hatte von jeher große Lust zum Lernen gehabt, Bescheid über alles Mögliche zu wissen. Ihr Vater pflegte zu sagen, das müsse daher kommen, daß ihre Mutter eine Deutsche sei, denn die Fürstinnen des Hauses Toledo hatten sich sonst gerade nicht durch Wißbegierde ausgezeichnet. Sie hatten ihr Abo und ihr Credo gekannt, hatten gelernt zu lesen, ein Rondeau zu fingen, auf der Guitarre zu klimpern oder auf dem Klavizimbel zu spielen — und die meisten von ihnen hatten schreiben können. Außerdem waren sie natürlich auch mit dem verwickelten Hofzeremoniell vertraut gewesen, das auf den verschiednen Lustschlössern gefordert wurde, und hatten an den Fingern herzuzählen gewußt, was sich für eine Dame der allervornehmsten Grandezza geziemte. Sie hatten auch gewußt, daß die Sonne in Sr. katholischen Majestät Reichen und Ländern niemals unterging, aber wie das eigentlich zuing, war ihnen nicht recht klar geworden. Vermutlich beruhete das auf einer besondern Gnade des Himmels. Darüber hinaus hatte keine von ihnen viel mehr gewußt — das übrige hatten sie geglaubt.

Aber damit wollte Marica sich nicht begnügen — sie forschte und fragte. Im Anfang waren es nur solche Dinge, wie: ob die Sterne von wirklichem Gold wären, oder ob es nur Pailletten wären, oder ob es derselbe Mond sei, der auf den Burghof im Infantadopalaß in Madrid herabscheine und durch die spizen Fenster daheim auf dem Lande auf Guadalajara; ob die Goldfische etwas dächten, wenn sie im Aquarium herumschwimmen, oder ob die Blumen etwas fühlten, wenn sie gepflückt würden. Später war es immer mehr und mehr, worüber sie Bescheid haben wollte — am liebsten über alles zwischen Himmel und Erde —, und als sie den Dheim Emanuel nach seiner langen Reise durch ganz Europa wieder sah, stürzte sich Maria Leopoldina ganz natürlich auf ihn und fragte ihn nach allem aus.

Selbstverständlich wurde eine Tochter des Hauses Toledo in der Hauptsache nach alter spanischer Sitte erzogen, d. h. sie wurde nicht — wie das in Frankreich üblich war — von der übrigen Welt abgesperrt gehalten in Gesellschaft einer Gouvernante und einiger Kammerzojen, sondern sie erhielt Erlaubnis, sich überall im Hause aufzuhalten, wo sie wollte, und mit ihren Eltern und Geschwistern, Verwandten und Dienern zusammen zu sein. Unter Fremden hatte Doña Maria dagegen nicht sonderlich viel Bekannte, denn sie war noch zu jung, als daß sie schon an dem eigentlichen Gesellschaftsleben hätte teilnehmen können, das gerade jetzt hier in Paris sehr bunt und kosmopolitisch war. Aber sie kannte die meisten Mitglieder ihrer eignen Familie und des Hauses Silva, dem ihr Mann angehörte.

Die vornehme spanische Familie führte in Paris ein sehr stilles, fast zurückgezogenes Leben. Der Hausherr selber war häufig in Spanien, um sich nach seinen ausgedehnten Gütern umzusehen, und die Herzogin beschäftigte sich fast ausschließlich mit Andachtsübungen, Wohltätigkeit und der Erziehung ihrer Kinder — namentlich ihrer Tochter. Sie selbst hatte keine besonders hervorragende Erziehung erhalten — von Literatur, Philosophie und Kunst, womit sich zu beschäftigen jetzt so sehr in der Mode war, hatte sie keinen Begriff. Aber die Fürstin von Starhemberg, ihre Schwester, legte großen Wert auf Gelehrsamkeit und „Virtuosität,“ wie man eine zeitgemäße Bildung im Jahre 1778 mit einem einzigen treffenden Ausdruck bezeichnete. Die gottesfürchtige Herzogin von Infantado, die ihr Heim liebte, hatte

einen tiefen Respekt vor ihrer ausgezeichneten und begabten Schwester, die mit dem Gesandten des heiligen römischen Reichs am Hofe des allerchristlichsten Königs vermählt war, und nahm ihren Rat gern an. Zu Bruder Emanuel, der weit mehr von der Welt gesehen hatte als sie selbst, hatte sie ebenfalls großes Vertrauen, und sie wie ihr Gatte waren ihm aufrichtig dankbar für die freundliche und gutmütige Weise, in der er mit ihren Kindern verkehrte. Die Herzogin hatte selbst keine Kenntnis von den deutschen Büchern, die ihr Bruder Marica studieren ließ, aber sie wußte, daß sie „modern“ waren, und sie hatte nichts dagegen, daß ihre Tochter mit allen den vielen sonderbaren Dingen vertraut wurde, die eine Dame der feinen Welt in der jetzigen Zeit wissen mußte, um eine Rolle in den Pariser Salons spielen zu können. Natürlich mit Maßen! . . . Aber der Marquis von Santa Cruz, Doña Marias Schwiegervater, war ja selbst „Philosoph“, ein „Freund des Volks“ und ein großer Bewunderer ausländischer Kultur — das Mädchen mußte ja auch ihm gefallen und den Forderungen entsprechen, die er an sie stellen würde. Doña Marias Mutter verstand sehr wohl den Wink, den Santa Cruz ihr gegeben hatte, als er vor der Abreise in ihrer Gegenwart wiederholt seinem eignen Sohn ans Herz gelegt hatte, seinen Aufenthalt in Paris vor allen Dingen zum Studium zu verwenden. Und während dieses ganzen Jahres, das der junge Mann mit der Familie seiner Frau in Frankreich verbracht hatte, hatte er fleißig die Vorlesungen der berühmten Gelehrten Sigaud de Lafond und Saye besucht, wie auch mit allergnädigster Erlaubnis mancherlei chemische Experimente bei Monsieur Mittouart, dem Leibapotheker Seiner Majestät König Ludwigs des Sechzehnten, ausgeführt. Doña Maria Leopoldina de Toledo von Salm-Salm, Marquise von El Viso — und künftig von Santa Cruz — war ja ausersehen, einen so hohen Platz in der allervornehmsten Sozietät Europas einzunehmen, vielleicht einmal Seiner katholischen Majestät Ambassadrice in London, ja vielleicht sogar in Wien zu werden, daß sie — so begabt, wie Gott in seiner Gnade sie erschaffen hatte! — weder an Talenten noch in Kenntnissen hinter irgend jemand zurückstehn durfte. Es entsprach also dem bestimmten Wunsche ihres Schwiegervaters wie ihrer Eltern, daß das junge Mädchen jetzt zur „Virtuosin“ erzogen wurde, und die Herzogin wachte mit mütterlicher Sorgfalt darüber, daß die Tochter in dieser Hinsicht Nutzen zog aus der Zeit, die sie noch in ihrer Eltern Hause zubringen hatte. Der Hauskaplan, Don Antonio Caranilles, unterrichtete sie täglich in Religion und machte sie vertraut mit dem Leben der seligen Heiligen und ihren frommen Werken. Unter seiner Leitung studierte sie auch Botanik und gewann eine gründliche Kenntnis des wohlgeordneten, mit seltenen Conchylien ausgestatteten Mineralienkabinetts, das sie von ihrem aufgeklärten Schwiegervater zum Geschenk erhalten hatte. Es war so pittoresk und so zierlich, daß es großes Aufsehen erregte und sogar in der gelehrten Stadt Paris viel bewundert wurde. Für den Geschichtsunterricht — es handelte sich natürlich nur um die Geschichte Spaniens und Frankreichs — hatte man bei einem bekannten Maler eine ganze Serie wohlkomponierter Genrebilder bestellt, auf die die Lehrerin Mademoiselle Thouin (die sogar die Herzogin von Chartres in demselben Fach und nach derselben Methode unterrichtet hatte!) in Schönschrift den Text geschrieben hatte. Darunter waren Bilder von Karl dem Großen, mit den französischen Königsinsignien bekleidet; Ferdinand und Isabella auf einem Thron sitzend, während Kolumbus vor ihnen kniend die Karte von Amerika entrollte; Karl der Fünfte im Kloster zu St. Just (als Lehre und schönes Beispiel irdischer Größe, die sich freiwillig demüthigt); Philipp der Fünfte zu Füßen seines ehrwürdigen Großvaters, wie er aus seiner Hand die Krone Spaniens empfängt, und zum Schluß eine Apotheose des bourbonischen Familientraktats mit der spanischen Inschrift: Por sangre y amistad somos unos — sowie viele andre, die ebenso schön wie lehrreich waren. Grammatik und Orthographie lernte sie nicht — alle Menschen schrieben ja, wie sie sprachen, und Doña Maria sprach und schrieb schon fließend Spanisch und Französisch. Außer Frankreich und Spanien hielt man nur Österreich

ihrer Aufmerksamkeit für würdig. Das wenige, was sie von andern Ländern wußte — von den von dem wahren Glauben allgefallnen Reichen im Norden —, hatte ihr Manolito erzählt.

Prinz Emanuel von Salm=Salm gehörte als jüngster von siebzehn Geschwistern der kosmopolitischsten Fürstenfamilie in Europa an und hatte seine Erziehung hier und dort auf dem Kontinent erhalten. Die Salms zu Hoogstraeten und Anholt wußten wohl selbst nicht so ganz genau, ob sie zu Deutschland oder zu Flandern gehörten. Sie waren geborne „Wildgrafen“ und „Rheingrafen“ und standen mit fast allen hochadlichen Häusern in Osterreich, Spanien und Frankreich in Verbindung. Schon in der Wiege hatte Prinz Emanuel das Kreuz der Malteser-ritter getragen; er hatte Kriegsdienste in den Niederlanden geleistet, auf Mallorca und in Ceuta in Garnison gelegen, war Oberst von Karls des Dritten Wallonen-garde gewesen und diente für den Augenblick treuen Herzens Ludwig dem Sechzehnten, von Königin Marie Antoinette beschützt. Aber in seinem umhersehweifenden, etwas abenteuerlichen Leben hatte er sich gerade die allgemeine Bildung, „Philosophie“ und praktische Erfahrung angeeignet, wie sie die Zeit von einem Weltmanne verlangte, und hier in Paris war er nun ein gerngesehener Gast in allen tonangebenden, freisinnigen Salons, war ein Freund von Benjamin Franklin und trug sich in dem letzten Jahre lebhaft mit dem Plan, sich und seinen Degen der jungen amerikanischen Freiheit zur Verfügung zu stellen. Aber trotz aller kosmopolitischen und encyclopädistischen Bildung — er grübelte selbst darüber nach und sprach nie mit irgend jemand als mit seiner jungen Nichte davon, die ihm wie einem Orakel lauschte und leidenschaftlich mit jedem Wort sympathisierte, das er sagte — fühlte er sich im Innern seiner Seele als Nordländer und Deutscher.

Von einer sächsischen Kammerzofe, die ihrerzeit mit der Mutter nach Spanien gegangen war, hatte Marica, getrieben von ihrer eignen Wißbegier und angespornt von Manolito, geduldig und energisch auf eigne Hand so viel Deutsch gelernt, daß der „höhere Unterricht,“ den der Oheim ihr zu geben unternommen hatte, für ihn ein reines Vergnügen war. Der Zeitgeist war fieberhaft pädagogisch, „Instruktion“ war die allerhöchste Mode: niemand fand, daß Prinz Emanuel, von dem alle wußten, daß er so begeistert literarisch und ästhetisch interessiert war, auch nur im entferntesten ein Opfer brachte, indem er sich auf diese Weise des Unterrichts seiner „interessanten“ kleinen Schwestertochter annahm. Sie studierten nur schöne Literatur und Poesie miteinander, und nun war sie allmählich so weit gekommen, daß sie für würdig erachtet wurde, unter Anleitung ihres guten Lehrers Bekanntschaft mit seinem in der letzten Zeit vielbesprochenen Lieblingsroman „Die Leiden des jungen Werthers“ zu machen.

Auf seiner langen Reise im vorhergehenden Jahre hatte Salm nämlich auch Weimar besucht und war seit dieser Zeit ein eifriger Bewunderer des jungen Goethe, dessen Namen — so versicherte er — einem jetzt in jeder Stadt und jedem Dorf, wo Deutsch gesprochen und gelesen würde, entgegentrat. Und obwohl er auf derselben Reise fast mit den meisten der hervorragenden Geister in Berührung gekommen war — er hatte in Ferney den sterbenden Voltaire besucht, hatte Friedrich den Zweiten reden hören und mit der großen Katharina zu Tische gegessen, die so gnädig gewesen war, ihm gegenüber die hohe Kunst zu entwickeln, wie man ein Weltreich lenke und beglücke —, schien doch niemand und nichts den Eindruck von Weimar verdunkelt zu haben. Als er nach Hause kam, versuchte er, Götz und Clavigo für seine Freunde zu übersetzen und ging in die Comédie française, das Buch von dem jungen Werther in der Tasche.

Die Franzosen, pflegte er zu seiner Nichte zu sagen — wenn sie lasen, saßen sie in der Regel draußen in dem englischen Lusthaus unter dem alten Platanenbaum und hatten das Buch zwischen sich auf dem steinernen Tische —, die Franzosen sind Perückenstücke! Akademische Querköpfe, kleine Marica. Die Spanier, deine Landsleute — Ironiker, Fanatiker. Eigensinnig wie die Erbsünde und

launenhaft wie der Teufel. Niemand kann klug aus ihnen werden. Aber wir Deutschen! . . . Mit einer stolzen Bewegung richtete er seinen blonden Löwenkopf auf und schlug — wie appellierend — mit der flachen Hand auf das Buch. Wir können denken. Und wir haben Herz . . .

. . . . In einigen Jahren, mein Herz, wenn ihr nach Wien und Italien reist, mußt du deinen Mann bitten, auch nach Weimar zu gehn. Ich weiß nicht, ob ich . . . mehr Anlage habe, über so etwas zu philosophieren, wie andre alte Wallongardisten; das aber weiß ich, daß als ich mit dem Herzog und seinem Freund Herrn Goethe redete . . . Ich kam ja aus Ferney und hatte den großen Voltaire aus nächster Nähe gesehen . . . Als ich mit denen in Weimar redete, sage ich, da wurde es mir klar — er sprach sehr langsam und schnitt sorgfältig, mit niedergeschlagenen Augen eine Gänsefeder —, daß die Kunst zu leben sich nicht mit ein paar Epigrammen oder bouts-rimés erlernen läßt, mögen sie noch so geistreich sein . . .

Marica hörte nicht mehr ordentlich auf das, was er sagte. Sie saß, das Kinn in die Hand gestützt, und blätterte auf eigne Hand weiter in dem Buch von dem jungen Werther.

Ganz zufällig schlug sie die vorletzte Seite auf und las den Schluß der Erzählung:

„Ein Nachbar sah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles stille blieb, achtete er nicht weiter darauf.

Morgens um sechs tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet seinen Herrn an der Erde, die Pistole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Ärzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, sie stehen auf; der Bediente bringt heulend und stotternd die Nachricht, Lotte sinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.“

. . . Und weiter unten:

„Er lag gegen das Fenster entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, gestiefelt, im blauen Frack mit gelber Weste — — —

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen . . .“

Das war so leicht zu lesen, die Sätze waren so kurz, und sie konnte sie gleich alle verstehen. Jetzt sah sie zu Salm auf, der noch dasaß und philosophierte und seine Gänsefeder schnitt.

Emilia Galotti, sagte sie fragend, das ist auch wohl ein Buch?

Ja, antwortete er zerstreut. Warum meinst du?

Ach, ich dachte nur — — Es ist, als hinge gleichsam die ganze Welt zusammen — so sonderbar, scheint mir . . . Emilia Galotti, es ist, als sei das Buch daselbe für ihn — für Werther, meine ich — was — — — was — — — Werther selbst jetzt für uns ist . . . Sie sah mit ihren klaren Augen zu Salm auf — ernsthaft, halb befangen.

Ja, sagte er und legte seine Hand über die ihre, die noch auf dem Buche ruhte. Du hast gewiß Recht, mein Herz. Der liebe Gott hat uns wohl alle aus demselben Sauerteige gebacken, und wenn man unsre Herzen mitten durchschneidet, so sehen die Hälften wohl so einigermaßen gleich aus . . .

3

Faiblesse honnête.

Mad. d'Épinay's Memoiren

In einem Landhaus, Les Délices, zwischen Paris und Versailles, das Maricas Oheim, dem Fürsten Starhemberg, gehörte, sah sie zum erstenmal die Herzogin von Bouillon, Maria Hedwig, geborne Fürstin von Hessen-Rheinfels. Es war in einem Zimmer voller Menschen: einige spielten Karten um einen großen Mosaiktisch, die meisten andern hatten sich um eine Dame der

Gesellschaft geschart, die, das Haar über die Schultern herabhängend, ein rotes Band um den Kopf, dasaß und beide Arme um eine Harfe geschlungen hielt. Die Marquise von El Biso stand ernsthaft staunend still, die Ellbogen steif in die Seiten gepreßt, den Fächer halb geöffnet, und sah unter dem Rande ihres flachen Gutes vor zu ihr hinüber, der wie ein Blumenbeet von dem Gipfel der hohen Coiffure bis in die Stirn hineinreichte. Sie grübelte darüber, wie die Dame doch nur so schön spielen und dabei doch die ganze Zeit mit zum Himmel erhobnen Blicken die Decke betrachten konnte, ohne auch nur ein einzigesmal weiter zu blicken. Als sie es satt hatte, sie anzusehen, wandte sie sich der offenen Gartentür zu, und da erblickte sie zum erstenmal die Herzogin von Bouillon.

Sie saß mitten auf einem viereckigen Rasenplatz, umgeben von beschnittenen, blühenden Rosenhecken, und neben ihr saß Manolito, der seine Nichte zu „dem ländlichen Fest“ bei Schwester Starhemberg begleitet hatte. Die Herzogin von Bouillon war à la Girtn gekleidet — leicht und einfach in Musselin und dünnen Linon. Über den steifen, weißgeputerten Puffen, die nach oben zu ein wenig breiter wurden, saß schief ein großer weicher Florentiner Hut mit einem rosa Band um den Kopf.

Marica bemerkte sogleich, daß Gesicht und Hals der Dame sehr schön geformt waren, und daß sie den Kopf eigentümlich grazios hielt. Die Augen sah Doña Maria nicht gleich, denn die gewölbten Augenlider verdeckten sie ganz. Ihr Kavaliere hatte das eine Bein unter sich gezogen und hielt die beiden Hände über dem gebognen Knie gefaltet.

Die Herzogin von Bouillon, sagte jemand neben Maria Leopoldina und zeigte auf die Dame.

Die haben einander gefunden, sagte ein anderer. Marica wandte sich um und sah dem Sprecher erstaunt gerade ins Gesicht. Die Stimme war so mild und sentimental gewesen — halb entschuldigend.

So wie man immer den findet, den das Herz sucht! entgegnete der, der zuerst gesprochen hatte, in demselben Ton, und nach einer Weile — mit einem ganz andern Ausdruck:

Ihre Hoheit ist zu bleich.

Ohne eigentlich darüber nachzudenken, trat Marica über die niedrige Schwelle in den Garten hinaus. Und fast in demselben Augenblick stand sie der Dame und Oheim Emanuel gegenüber.

Die Kleine! rief der Prinz von Salm — er hatte sie nicht gleich gesehen — und streckte freundlich die eine Hand nach Maria Leopoldina aus, die sich genau so steif wie zuvor hielt in ihrem Gewand, die Arme fest in die Seiten gepreßt, den Fächer vor der Schneppe der Kleidertaille. Als wolle er die Aufmerksamkeit der Herzogin erregen, beugte er sich zu ihr hinüber:

Meine Freundin —

Maria Hedwig schlug langsam ihre großen, hyazinthblauen Augen auf — sanft und warm — schmachkend. Es war, als striche einem eine weiche Hand über das Gesicht, wenn sie einen ansah, meinte Marica; sie wurde dunkelrot und machte sorgfältig ihre große Reverenz.

Wenn Doña Maria den Namen Bouillon hörte, dachte sie immer an den großen Herzog Gottfried, der das Heilige Grab erobert hatte. Es war so sonderbar, jetzt eine Dame in Paniers und Falbeln zu sehen, die den Namen des Königs von Jerusalem trug.

Die Herzogin von Bouillon veränderte ihre Stellung nicht, sie senkte den Kopf nur tief und lächelte. Sie hatte einen kleinen üppigen Mund und kleine schadhafte Zähne, die anfangen dunkel zu werden. Ihr Lächeln entsprach ganz ihrem Blick.

Santa Cruzens kleine Schwiegertochter? fragte sie halb scherzend den Prinzen von Salm. Und dann halblaut, halb bedauernd:

Ist sie wirklich verheiratet — die Kleine?

Der Oheim schüttelte den Kopf.

Nein, nicht so ganz —

Setzen Sie sich, gnädige Frau, sagte die Herzogin herzlich. Wir sind ja hier ganz im Kreis der Familie — ohne alle Zeremonie.

Marica setzte sich etwas befangen und breitete ihre Röcke im Gras aus. Trotz ihrer Freundlichkeit hatte sie die ganze Zeit das bestimmte Gefühl, daß sie nicht willkommen, daß sie ungelegen gekommen sei.

Wie entzückend sie ist, sagte die Herzogin und sah ihr ungentert unter das Gewirr von Blumen und Federn des flachen Hutes.

Sie haben schöne Augen, meine Liebe! — Spanische? fragte sie sich weiter an den Cavalier wendend.

Deutsche, Euer Gnaden! Und dann in gedämpfterm Ton: Alle schönen Augen sind ja deutsch!

Marica hatte nie zuvor ihren lieben Manolito mit so einer Stimme reden hören. Sie wurde ganz rot und schlug die Augen nieder. Und als sie die Herzogin wieder hörte, wünschte sie sie — voll Haß und gereizt — weit weg.

Sie ist entzückend. — Sie sagte das zweimal — gedämpft und träge, ganz abwesend, aber doch mit einem unerklärlich einnehmenden und schmeichelnden Ausdruck. Marica sah sie nur an — feindlich, mißtrauisch.

Meine Nichte, hörte sie die Stimme ihrer Nichte, der Frau von Starhemberg, in der Tür sagen, die zum Salon führte, dein Gemahl ist gekommen.

Der junge Marquis von El Viso schritt in diesem Augenblick steif und würdig mit seiner viel zu gezwungenen Haltung über den breiten Piesgang und auf den Rasenplatz zu, wo Maria Leopoldina saß. Es fing schon an zu dunkeln, und die Lakaien hängten im Garten bunte Lampenschirme in den Zweigen auf.

Unsre Tante, sagte der Marquis auf französisch — er verneigte sich tief vor seiner Gemahlin und der Herzogin Maria Hedwig —, will, wenn es den Damen gefällig ist, der Gesellschaft die Aussicht von der Insel der Cythera zeigen . . .

Hast du sie gesehen, Hedwig? fragte die bucklige, lebhafteste, so sehr bewunderte Fürstin von Starhemberg, indem sie sich ihnen näherte. Mein Mann behauptet steif und fest, es sei die Landschaft um unsre Rosenweiher hier, die Herr Watteau auf seinem berühmten Gemälde verewigt habe.

Nein, wie interessant! säufelte enthusiastisch einer der Gäste, der die Wirtin begleitet hatte. Hätten wir doch nur den Sonnenuntergang gesehen!

Die Lakaien haben Fackeln, mein Lieber, ich habe an alles gedacht.

Meine Damen und Herren, rief Frau von Starhemberg, indem sie sich wieder nach der übrigen Gesellschaft umwandte, die in Gruppen vor der offenen Glastür stand, sich dunkel von dem erleuchteten Zimmer hinter ihnen abhebend. Wer will die Reise nach Cythera mitmachen?

Welcher Geschmack! Welche entzückende Idee! — So malerisch . . . So interessant! Marica hörte es wie ein Gezwitzchen von Stimmen rings um sich her.

Deine Hand, Freundin! hörte sie ihren Oheim der Herzogin von Bouillon zuflüstern. Und wieder hatte seine Stimme einen andern Klang, als wenn er daheim mit ihr oder mit den andern sprach.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs-Spiegel. Der Petersburger Korrespondent des Daily Telegraph teilt seinem Blatte mit, er sei von hochgestellter Seite ermächtigt, den Andeutungen deutscher und anderer Zeitungen entgegenzutreten, daß in Kiel zwischen dem deutschen Kaiser und dem Könige von England die Bedingungen erörtert worden seien, unter denen von Deutschland und England den beiden kriegsführenden Mächten in Ostasien eine freundliche Vermittlung angeboten werden könne. Ob in Kiel solche Erörterungen rein privater Natur zwischen den beiden Monarchen oder auch zwischen dem König